

Die Gossner Mission und der Kolonialismus

1 Zur Einführung

1.1 Deutsch-national fühlten viele ...

Im Vergleich mit anderen Missionsgesellschaften innerhalb und außerhalb Deutschlands scheint die Gossner Mission in ihrer 150-jährigen Geschichte kaum Material anzubieten, das sich im Zusammenhang mit dem Kolonialismus der damaligen Zeit darstellen ließe. Hat das deutsche Kaiserreich – das ja weniger als ein Drittel der Gesamtgeschichte der Gossner Mission einnahm – mit seiner Kolonialpolitik überhaupt die Arbeit der Gossner Mission beeinflussen können?

Das 100-jährige Jubiläum der Gossner Mission wurde im Jahre 1936 gefeiert. Es konnte zwar festlich begangen werden, aber aus verständlichen Gründen durfte damals nicht in allen Details darüber geschrieben und berichtet werden. Daß sich unter den zahlreichen Glückwünschen, die zu diesem Jubiläum verlesen wurden, auch ein Grußtelegramm aus Doorn/Holland befand, mit dem Kaiser Wilhelm der Gossner Mission gratulierte, fehlt in den Berichten. Ein Augenzeuge – Hans Lokies – erzählt: „Wie ein Mann erhob sich die Festversammlung von den Plätzen, als das Grußtelegramm vom Kaiser verlesen wurde.“

Deutsch-national fühlten und dachten viele in Kirche und Mission weit über das Jahr 1918 hinaus. Deutsche Kolonialpolitik war aufs engste damit verbunden. Wen wundert es, daß das Stichwort Kolonialmission in den Jahresberichten auch bei der Gossner Mission häufig erwähnt wurde – in negativer und in positiver Hinsicht?

1.2 Missionare der ersten Generation

Freilich, in den ersten Jahren der Arbeit der Gossner Mission wurden Politik und Glaube sorgfältig auseinandergehalten. Die Missionare der Anfangszeit wollten das Evangelium predigen und weiter nichts. Sie waren nicht einmal interessiert an organisatorischen Fragen des Gemeindelebens. Eine Kirche wollten sie nicht gründen, sondern überall, wohin sie gerufen und gesandt wurden, das Heil in Jesus Christus verkündigen; und das in Australien, Neuseeland, selbst in Südafrika und New York.

Dies alles änderte sich erst, als seit 1850 in Nordostindien mehr und mehr Adivasis getauft wurden. Es blieb den Missionaren der ersten Generation vorbehalten, die entstehenden Gemeinden zu ordnen und zu organisieren. Aus Berlin bekamen sie keine Anordnungen. Die Gossnersche Missionsgesellschaft war zwar gegründet, aber der Gründer selbst, Johannes Evangelista Gossner, hatte kein Interesse an Kirche und Organisation. Die Erfahrungen, die er damit in Deutschland gemacht hatte waren negativ. So gab er keine Anweisungen für seine Missionare, auch schickte er kaum Geld, sondern in seinen Briefen predigte er und gab Ermutigungen. Das blieb auch so unter seinem Nachfolger Prochnow. Erst 1868 kam es zu einer großen Krise der Gossner Mission, als sich von Berlin andere Stimmen meldeten. Eine straffe Ordnung auf dem Missionsfeld wurde unter heftigem Protest durchgesetzt. In Indien kam es auf dem Missionsfeld zu einer Spaltung. Einige Missionare gingen mit ihren Gemeinden zu der Anglikanischen Kirche über. Danach verstärkt sich der Einfluß der Missionsleitung in Deutschland auf das Missionsfeld in Indien immer mehr. Welche Folgen dies hatte, werden wir später sehen.

2 Die Auseinandersetzung

2.1 Unerfüllte Sehnsucht des Missionsinspektors Karl Plath

Ab 1870 begann eine neue Phase in der Gossnerschen Missionsgesellschaft. Der Missionsinspektor Karl Plath prägte von nun an dreißig Jahre lang die Mission, die sich unter seinem Einfluß zu einer Lutherischen Mission entwickelte. Wichtiger jedoch war sein erfolgreiches Bemühen, die Geschicke der Gossner Mission in geordnete Bahnen zu lenken, besonders was die Heimatarbeit anbetraf. Er ließ das Missionshaus in der Handjerystraße bauen. Er erlebte während seines Inspektorats die Blütezeit des deutschen Kaiserreiches und den Beginn der deutschen Kolonialpolitik. Von der Kolonialmission hatte er sehr ausgeprägte Vorstellungen. Als Preußen sich 1866 nach dem Friedensschluß vergrößerte, schrieb er: „Unser Vaterland hat sich jetzt ans Meer herangemacht, und zwar an die Nordsee. Das bedeutet etwas. Nämlich dieses, daß es von nun an eine das Meer befahrende Macht zu werden gedenkt! Dazu gehören aber nach dem bisherigen Gange der Weltgeschichte Kolonien, das heißt Landstrecken oder Länder an den Küsten der überseeischen Erdteile oder auch ferne Inseln, die als Besitz angeeignet sein müssen, damit dort Handelsfaktoreien gegründet und Hafestationen angelegt werden können.“ Sehr enttäuscht war er, als 1871 nach dem deutsch-französischen Krieg das deutsche Kaiserreich sich von kolonialen Bestrebungen immer noch fern hielt. „So werden also die deutschen Missionare weiter zu allermeist wie Kuchlein unter den Korb kriechen, soll heißen, sie werden in den Kolonien der Engländer und Holländer wie bisher ihr Werk tun und als Deutsche im Lande der Fremden in ihr Seufzen einschliessen: ach, wenn hier doch auch deutsches Regiment wäre!“

Als in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts das deutsche Kaiserreich doch noch zu seinen Kolonien kam, mehrten sich alsbald kritische Stimmen aus dem Bereich der deutschen Missionen. Sie bezweifelten, ob Kolonialverwaltung und Mission zu einer Harmonie zu bringen sind, weil die Praxis der Branntweinkolonialpolitik – die Behandlung der Eingeborenen – sich mit der Verkündigung des Evangeliums nicht vertrüge. Demgegenüber hielt Karl Plath unbeirrt an seiner Idee der deutschen Kolonialmission fest. Er sah eine Einheit zwischen deutscher Kolonialpolitik und deutscher Kolonialmission. Es war weniger der Theologe Plath als der von großer Vaterlandsliebe erfüllte nationale Enthusiast, der zu solchen Schlußfolgerungen kam.

Allerdings blieb ihm im Rahmen der Gossner Mission seine große Sehnsucht unerfüllt. Weil auf dem indischen Missionsfeld die Gemeinden schnell wuchsen, blieben keine Finanzmittel übrig, ein neues Missionsgebiet in den deutschen Kolonien zu gründen. Aber das Thema war bei der Gossner Mission noch nicht vom Tisch.

2.2 Nottrott: Keine Kolonialmission

Im Jahr 1904 fordert ein deutsch-nationaler Theologe namens Dr. Stoll eine Kolonialmission in den deutschen Schutzgebieten als nationale Pflicht aller deutschen Missionsgesellschaften. Dazu sei ein Rückzug nötig aus nichtdeutschen Gebieten wie zum Beispiel Indien. Eine Missionsgesellschaft, die das nicht tue, müsse boykottiert werden. Jeder, der dazu mithelfe, tue ein gutes Werk.

Dagegen nahm L. Nottrott im Namen der Gossner Mission scharf Stellung. Er sammelte theologische und auch politische Argumente, um das Verlangen nach einer deutschen Kolonialmission in dieser extremen Form abzuweisen. Er anerkannte die „Pflicht, daß die Mission in unsere Schutzgebiete einzudringen hat. Die neue koloniale Ära sollte ein lauter Weckruf für unser evangelisches Volk zur Mission sein, sonderlich für diejenigen Kreise, die aus jenen Gebieten Gewinn ziehen. Anstatt, wie leider vielfach geschieht, die beherrschten Heidenvölker sittlich noch mehr zu verderben, sollten Finanzleute, Händler und Pflanzer es für ihre Pflicht halten, denselben als Gegengabe für das, was sie aus jenen Ländern nehmen, das beste darzureichen, was wir haben, das Evangelium.“ Dann aber wies Nottrott auf die politische Unsicherheit einer nationalen Kolonialmission hin. „Die Politik der Weltmächte ist wie die Meereswoge. Dazu ist die Gefahr des immer mehr erstarkenden Äthiopianismus (das ist der damalige Ausdruck für Befreiungsbewegung, d. Verf.) durchaus nicht zu unterschätzen. Dieselbe Unsicherheit besteht freilich auch für England. In Indien steht seine Macht auf tönernen Füßen. Hoffnungsvoll schauen Indiens Völker seit langem schon auf Russland, und jetzt nach

dessen Niederlagen im Osten erst recht. Man denkt, es werde seinen gegen Japan verlorenen Kriege ruhm nun in Indien wieder herstellen wollen. Auf dem großen indischen Kongress zu Bombay ist daher viel die Rede gewesen von einem künftigen freien Reich der Vereinigten Staaten Indiens. Afrika den Afrikanern, Indien den Indern! Das ist die immer lauter werdende Losung.“

Nottrott zog aus dieser Einsicht die Konsequenz und argumentierte jetzt theologisch: „Für die Mission folgt daraus, daß sie sich überhaupt nicht mit der Politik verbinden darf. Und damit steht sie auf evangelischem Boden. Nicht das ist die Aufgabe der Mission, irgendeiner Regierung, und wäre es die aller christlichste, Dienste zu leisten, sondern dazu ist sie da, das Reich Gottes unter den Völkern zu bauen. So allein hält sie sich auch den Zugang zu den Herzen der Eingeborenen offen und schützt sich gegen den Verdacht, nur ein Mittel ihrer Beherrschung zu sein. So allein legt sie in das Volksleben einen Ewigkeitsgrund, der nicht so leicht durch die Fluten der Völkerbewegung weggespült wird.“

3 Und doch: Kolonialmission in Kamerun - eine Episode der Gossner Mission

Etwa zehn Jahre später geschah es dann doch. Das Kuratorium der Gossner Mission beschloß am 6. November 1913 einstimmig eine neue Missionsarbeit in Zentral-Kamerun zu beginnen. Darüber heißt es in dem damaligen Jahresbericht: „Die Frage einer Gossnerschen Mission in einem der deutschen Kolonialgebiete kam nicht mehr zur Ruhe. Fast keine Sitzung des Kuratoriums verging, in der diese Frage nicht berührt oder ausgiebig erörtert worden wäre. Wo es nur anging, wurden Erkundigungen eingezogen, wurde bei Fachleuten Rat eingeholt. Ganz besondere Schwierigkeit machte die Wahl des neuen Missionsfeldes. Die deutschen Teile des Südseearchipels und Deutsch-Neuguinea kamen in Betracht. Eine Zeit lang schien auch noch in Deutsch-Ostafrika Arbeit für uns vorhanden zu sein. Vornehmlich wurden unsere Blicke auch nach Nord-Kamerun gelenkt. Wir wollten auch keiner bestehenden Mission ins Gehege kommen. Ausschlaggebend war schließlich die Frage: Wo sind wir am nötigsten? Welches Land und Volk ruft zur Stunde am dringendsten auf zu tatkräftiger Missionshilfe? Und wo hat die deutsche Regierung das Land zur Missionierung geöffnet? Unter sorgsamster Abwägung aller Umstände und endlich auch nach einer Konferenz in Elberfeld von Vertretern der interessierten Missionsgesellschaften konnte die Entscheidung nur lauten: vorläufig Mittel-Kamerun, doch so, daß uns eine etwaige spätere Ausdehnung nach anderer Richtung nicht beschränkt sei.

Die vier nach Kamerun ausgesandten Gossner Missionare konnten nur wenige Monate dort arbeiten, dann brach der Erste Weltkrieg aus. Im Jahresbericht der Gossner Mission von 1915 und 1916 heißt es: „Der Vorhang ist gefallen; das Trauerspiel von Kamerun ist aus. Der Verlust unserer jungen Kamerun-Mission ist uns wie der eines bald nach der Geburt verstorbenen Kindleins.“

4 Mission in Indien

4.1 Der Schrei nach Gerechtigkeit auf dem indischen Missionsfeld

Die Gossner Mission hatte in Indien nicht nur mit der englischen Kolonialverwaltung zu tun, sondern auf dem Missionsfeld kam es zu einer beständigen Auseinandersetzung mit der Anglikanischen Kirche und mit dem Katholizismus. Zu einfach ist der vielzitierte Satz, der wohl eher von den Missionaren als von den indischen Christen kolportiert wurde: „Die Katholiken haben das Geld, die Anglikaner die Macht, die Lutheraner allein den Glauben.“ Ganz gewiß haben die anglikanischen Missionare profitiert von der britischen Kolonialverwaltung und deren Machtbefugnissen. Ebenso sicher sind auch die größeren Geldmittel belegt, die die katholische Mission zur Verfügung hatte. In der Blütezeit der Gossner Mission in Indien um die Jahrhundertwende waren die Mittel, die aus Berlin kamen, immer knapp, doch reichten sie aus, um die Zahl der Missionsstationen beständig zu vergrößern. Die bedeutendsten unter ihnen wurden mit deutschen Namen versehen, und sie sind Machtzentren im lokalen Bereich. Die Missionare sind in der von ihnen erwarteten Aufgabe fleißig, opferbereit

vorbildlich - aber eben auch die Herrschenden mindestens aber die strengen Väter der noch unmündigen Missionskinder.

Unmündige sollen frei werden und selbständig handeln. Das Wort Freiheit hörten die indischen Christen voller Verlangen, und sie verstanden darunter nicht nur die Befreiung von Dämonenängsten und vom Geisterglauben, sondern auch die von sozialer Ungerechtigkeit und wirtschaftlicher Ausbeutung. Und darüber genau hatten die Adivasis im Großraum von Ranchi viel zu klagen im 19. Jahrhundert. Die ersten fünfzig Jahre der Gossner Mission in Indien waren mitbestimmt durch die sogenannte Landfrage. Die Adivasis kämpften einen verzweifelten und fast hoffnungslosen Kampf gegen die gemeinsamen Bestrebungen von Steuereinnehmern, Polizei und Justiz, die darauf abzielten, möglichst viel Geldmittel von den armen Bauern zu ziehen und schließlich das Land zu enteignen. Die Missionare wurden zu ihren einzigen Bundesgenossen in diesem ungleichen Kampf. Für eine kurze Zeit, besonders in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts waren es bevorzugt katholische Missionare die um Hilfe gebeten wurden, besonders der berühmt-berüchtigte Pater Livens, der rücksichtslos die Notlage der Adivasis für seine Bekehrungszwecke ausnutzte. Zehntausende hat er innerhalb von vier bis sechs Jahren getauft, weil er ihnen versprach, sie in der Landfrage zu unterstützen. Als er dann aus gesundheitlichen Gründen seine Arbeit einstellen mußte und seine Versprechungen nicht halten konnte, fielen wiederum Zehntausende in ihre alte Religion zurück.

Für eine längere Periode haben die deutschen Missionare den verzweifelten Adivasibauern geholfen; besonders in Rechtsstreitigkeiten haben die Missionare vor den indischen Gerichten die Positionen der Bauern vertreten und selbstverständlich in persönlichen Notlagen auch selbstlose Hilfe geleistet. Dazu wurden sie freilich von Berlin und der Missionsleitung nicht ermuntert, sondern eher bedauert, daß sie sich leider dieser „weltlichen Aufgabe“ widmen mußten. Sie haben es trotzdem getan, allerdings nur zögernd und letztlich nicht ausreichend. Es bildete sich eine Befreiungsbewegung, die größere soziale und politische Forderungen stellte und bekannt wurde unter dem Namen Sadarismus. Der bekannteste Anführer wurde Birsa Mundu, der im Bereich Ranchi viel Zulauf hatte und das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts recht unruhiggestaltete, weil er mit Gewalt versuchte, Recht und Gerechtigkeit für die Adivasis durchzusetzen. Er scheiterte, seine Bewegung wurde unterdrückt; er selbst als Anführer zum Tode verurteilt. Heute steht seine Statue vor den Toren der Stadt Ranchi, ein Symbol für einen Freiheitskampf, für den die Zeit noch nicht reif war.

Die deutschen Missionare distanzieren sich von dieser Bewegung. Ähnelt sie doch zu sehr der Bewegung der schlimmen Sozialisten in Deutschland, die Bismarck bekämpfte. Der Begriff Freiheit und Gerechtigkeit wurde bei den Missionaren verinnerlicht. Wenn sie als politische Forderung von Christen und Nichtchristen in den indischen Dörfern erhoben wurde, mußte dies als gefährlich abgetan werden. In Deutschland war das genauso wie in Indien.

4.2 Indische Nationalbewegung ohne Christen

Der indische Kampf gegen den Kolonialismus, besonders durch die 1885 gegründete Kongreßpartei, hat die überwiegende Mehrheit der Christenheit Lande nicht zur Teilnahme bewegen können.

Die deutschen Missionare kamen aus ihrer Heimat gewiß mit Vorurteilen und wenig Sympathien für die Engländer. Sobald sie aber in Indien arbeiteten, standen sie auf der Seite der englischen Kolonialherren. Im Jahresbericht 1911 schreibt der Präses von zwei besonderen Höhepunkten des Jahres: der Krönung Georg des V. zum Kaiser von Indien („... begannen den Tag mit einem Festgottesdienst, dem einzigen in Ranchi ...“) und des Besuchs des deutschen Kronprinzen in Kalkutta („... ihn dort zu begrüßen, ging auf Anordnung unseres Kuratoriums eine Deputation dorthin, bestehend aus zwei Missionaren und zwei eingeborenen Pastoren ...“). 1905 schreibt ein Missionar: „Die indische Regierung ist der Mission durchaus freundlich gesinnt und gewährt ihr ausgiebigsten Schutz, auch unserer Kols-Mission ... Das freundliche Verhalten der Regierung wird auch dadurch bekundet, daß jeder höhere englische Beamte die Gossnerschen Missionare zu den offiziellen Dinners einladet, und daß der Gouverneur von Bengalen kürzlich bei seinem Besuch des Puruliaasyls eine höchstlobende Ansprache gehalten hat. Mehr können wir doch von den Engländern nicht verlangen! Unsere Mission fühlt sich daher in Indien durchaus wohl und hat keinerlei Veranlassung, sich nach einer anderen staatlichen Herrschaft zu sehnen.“

Weshalb sollte man also mit der indischen Nationalbewegung sympathisieren? Politische Macht für Hindus und Moslems bedeutete Gefahr für die Christen, so meinte man. Das Vertrauen, daß eine zukünftige indische Regierung verfassungsmäßig die Rechte aller Religionen garantiere, hatte man damals nicht. Für die indischen Christen gehörten die Hindus seit Generationen zu ihren schlimmsten Ausbeutern, Landräubern und Feinden. Bis zum heutigen Tag ist unter den Adivasis ein indisches Nationalgefühl erst schwach ausgeprägt. Die Beteiligung und Mitarbeit etwa in der Kongreßpartei, verstärken sich nur allmählich, weil man jetzt damit eine liberalere Politik gegen einen aufkommenden militanten Hinduismus unterstützt.

4.3 Unabhängige indische Gossnerkirche

Nicht ohne Stolz merken die Gossner Christen an, daß ihre Kirche 1919 selbständig geworden ist, und das 27 Jahre vor der politischen Unabhängigkeit des Landes. Damals allerdings fühlte man nur den Zwang, denn die Folgen des Ersten Weltkrieges ließen keine andere Wahl. Das Kuratorium in Berlin erfuhr von diesem unfreiwilligen Selbständigwerden erst später, und es war sicher nicht sehr glücklich darüber. Als die neue Verfassung der Gossnerkirche 1925 angenommen wurde, schrieb das Kuratorium nach Indien sein Einverständnis:

„Wir haben dadurch der autonomen Kirche Rechte und Freiheiten zugestanden, die sie nicht zu beanspruchen hatte, solange sie noch so bedeutende Zuschüsse von uns braucht. Diese Verfassung stellt das Freiheitlichste dar, was eine europäische oder amerikanische Mission ihrer Missionskirche gewährt hat. Wir haben also jetzt ein Recht, ein Wort der Mahnung zu sagen. Über das, was falsch verstandene Freiheit ist. Falsche Freiheit steht auf dem Grundsatz, daß alle Menschen gleich sind, daß darum auch alle alles verstehen und alle Führer sein können. Wenn alle Menschen gleich sind, braucht keiner mehr zu gehorchen, und keiner hat mehr etwas zu sagen. Das arme Russland hat sich von diesem Grundsatz der Gleichheit und Freiheit betören lassen und ist durch den Bolschewismus in ein Land des Schreckens und Jammers, des Raubens und Mordens verwandelt worden. Gott erleuchte Ihrer aller Sinne und Verstand, daß Sie sich nie von diesen Schlagworten blenden lassen. Demokratie hat ganz und gar nichts zu tun mit dem Reiche Gottes! Es ist nicht so, daß nur eine Demokratie eingerichtet werden muß, damit auch das Reich Gottes da sei. Es ist nicht so, daß nur eine liberale Verfassung da sein muß, damit dann auch Gottes Wille geschieht ...“

Diese vielen merkwürdig klingenden Mahnungen gingen als offizielles Schreiben des Kuratoriums an die Leitung der indischen Gossnerkirche, und sie sind getränkt vom Geist des Mißmuts. Die Entwicklung mußte wohl so sein, aber sie war alles andere als begrüßenswert. Im Jahresbericht 1928 wurde immer noch von „unserem Missionsfeld“ gesprochen.

Deutsche Missionare gingen nun wieder in die Gossnerkirche, wenn auch in sehr viel geringerer Zahl als vor dem Ersten Weltkrieg. Ob ihre Anwesenheit, die ja nur wenige Jahre dauerte wegen des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges, die eigene Verantwortung der indischen Kirchen gestärkt hat, muß bezweifelt werden.

Martin Seeberg